

dtv

Friedliche Feiertagsstimmung zwischen den Jahren. Doch die Ruhe der österreichischen Kleinstadt Furth wird jäh gestört. In einer eiskalten, schneereichen Nacht wird dem alten Sebastian Wilfert auf mysteriöse Weise der Kopf zermalmt. Seine siebenjährige Enkelin Katharina findet die Leiche vor der Scheunenauffahrt und spricht ab dem Moment kein Wort mehr.

Kommissar Kovacs hat sich eigentlich auf ein romantisches Silvesterwochenende mit Freundin Marlene gefreut. Doch das fällt jetzt flach, denn die schwierigen Ermittlungen im Mordfall Wilfert nehmen ihn voll und ganz in Anspruch. Hilfe erhofft er sich von Raffael Horn, dem behandelnden Psychiater des kleinen Mädchens. Kann er Katharina zum Sprechen bringen? Hat sie den Mörder ihres Großvaters gesehen? Da kommt es zu weiteren, höchst beunruhigenden Zwischenfällen ...

»Ginge es mit rechten Dingen zu, müsste Paulus Hochgatterer damit die Schallmauer der Bestsellersphäre durchstoßen.« (Ulrich Weinzierl in der ›Literarischen Welt‹)

Paulus Hochgatterer, 1961 im niederösterreichischen Amstetten geboren, studierte Medizin und Psychologie. Er lebt als Kinderpsychiater und Schriftsteller in Wien. Für sein literarisches Schaffen erhielt er zahlreiche Auszeichnungen, darunter den Deutschen Krimipreis 2007 für ›Die Süße des Lebens‹ (2006).

Paulus Hochgatterer

Die Süße des Lebens

Roman

dtv

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de

Von Paulus Hochgatterer
sind bei dtv außerdem erschienen:
Eine kurze Geschichte vom Fliegenfischen (21072)
Wildwasser (21151)



Ungekürzte Ausgabe 2008
8. Auflage 2017
dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
Lizenzausgabe mit Genehmigung des Paul Zsolnay Verlags
© 2006 Deuticke im Paul Zsolnay Verlag, Wien
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,
Stephanie Weischer
Umschlagfoto: gettyimages/Stephen Shepherd
Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien
Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21094-2

Da aber der Hauptgrund der Furcht bei Kindern der Schmerz ist, besteht das Mittel, Kinder gegen Furcht und Gefahr abzuhärten und zu wappnen, darin, sie an das Ertragen von Schmerzen zu gewöhnen.

John Locke

Das Kind schiebt den Zeigefinger langsam über den Rand der Tasse, bis die Fingerkuppe die gekräuselte Oberfläche berührt. Es beschreibt einen winzigen Kreis, hebt, sobald es sicher ist, dass die Haftung ausreicht, den Finger hoch, führt ihn vorsichtig an die Tassenaußenseite und streift ihn ab. Es weiß, dass manche Menschen keine Milchkupen mögen, aber das ist ihm egal. Der Kakao schmeckt bitter, genau so, wie es ihn mag, viel Kakao, wenig Zucker. Wenn es die Tasse erst kippt, dann wieder gerade stellt, zieht sich eine dunkelbraune Spur in ihr Inneres.

Der Großvater spielt mit dem Kind ›Mensch ärgere dich nicht‹. Er weiß zwar, dass es allerlei neue Sachen zu Weihnachten bekommen hat, Lego, Bücher, eine Tierfamilie und einen Game Boy, aber seit das Kind zählen kann, spielt er mit ihm ›Mensch ärgere dich nicht‹. Weihnachten, hat er gemeint, sei kein Grund, etwas daran zu ändern. Am Anfang hat er dem Kind beim Zählen geholfen oder sich zu seinen Gunsten verrechnet, aber das ist jetzt alles nicht mehr nötig.

Drei. Das Kind rückt den Stöpsel, der sich im Spiel befindet, Feld für Feld vor. Es hat immer nur einen Stöpsel im Spiel, und es hat immer die Farbe Gelb. Fünf. Der Soldat des Großvaters macht einen Riesensprung über all die Felder hinweg. Die Spielfiguren des Kindes heißen Stöpsel, jene des Großvaters Soldaten. Das war von Anfang an so. Die Soldaten des Großvaters sind blau. Sechs. Der Würfel kullert bis an den Rand der Tischplatte. Auf dem Boden gilt es nicht. Auch das war von Anfang an so. »Noch einmal«, sagt

der Großvater. »Noch einmal«, sagt das Kind. Zwei. Schade. Manchmal wirft es zwei Sechsen hintereinander und dann noch eine Fünf. Der Großvater zieht die Augenbrauen hoch. »Acht«, sagt das Kind. Seit September besucht es die erste Klasse Volksschule. Neben ihm sitzt Anselm mit der Schielbrille. Der hat keine Ahnung von sechs oder acht. Der gelbe Stöpsel steht jetzt unmittelbar vor dem Eingang zum Stall. Wenn der Großvater eine Vier wirft, ist er tot. Die Finger des Großvaters sind knotig. Auf der Kommode steht ein winziger Christbaum mit drei silbernen Kugeln und einigen Lamettafäden. »Etwas Größeres zahlt sich für mich nicht aus«, hat der Großvater gesagt, und, als ihn das Kind gefragt hat, warum er keine Kerzen aufgesteckt hat: »Wenn ich einschlafe, ist das gefährlich.« Vier.

Es läutet an der Tür. Der Großvater steht auf. Er wirft einen Blick auf das Spielfeld. Am Schluss hängt seine Hand für eine Sekunde an der Tischkante fest. Das Kind sieht nicht, wer in der Tür steht. Der Großvater spricht. Der andere spricht. Der Großvater wendet sich noch einmal um. »Vier«, sagt er, »ich hab dich.« Dann zieht er seine Jacke über und geht.

Das Kind klettert die Bank entlang, zur Nische, schiebt die linke Hälfte des Vorhangs zur Seite. Draußen ist es Nacht. Um Weihnachten ist es immer sehr früh dunkel, was nichts macht, wenn der Mond scheint. Gegenüber mit erleuchteten Fenstern das Haus, in dem die Eltern wohnen, die Schwester, der Bruder, Emmy, der Hund, Gonzales, die Springmaus, die dem Bruder gehört, obwohl er sie nicht füttert, der weiße Delphin, das Rentier und die eine Puppe, von der sonst niemand den Namen kennt. Schräg hinter dem Haus die schwarzen Bäume, zwischen die man treten kann, und man ist trotzdem nicht im Wald. Wenn Emmy

dabei ist, ist es überhaupt leicht, und man kann gehen und gehen, von Stamm zu Stamm, so weit, bis man das Himbeergebüsch sieht, und man hat immer noch keine Angst. Emmy ist ein Border-Collie, das sind die klügsten Hunde der Welt.

Manchmal stellt sich das Kind vor, ganz woanders zu wohnen, unten in der Stadt, in einem winzigen Hinterzimmer der Trafik, in der die Mutter die Zeitungen kauft und die Zigaretten für den Großvater, oder in einer Wildfütterung oben in der Mühlau, wo die Straße nicht mehr asphaltiert ist und durch zwei Felstunnels führt, weil sie neben dem dahinstürzenden Bach keinen Platz hat. Es stellt sich vor, dass der Mond am Himmel steht und dass Emmy dabei ist und dass es Kastanien essen kann und Heu und dass es draußen ein wenig kalt ist und innen drin ganz warm, und es stellt sich vor, dass es irgendwann nach Hause kommt und die Mutter die Tür aufmacht und ganz überrascht schaut.

Vier. Der gelbe Stöpsel steht da, ruht sich aus und ist beinahe schon in Sicherheit. Der blaue Soldat steht auch da und ruht sich aus. Eigentlich könnte es so sein, dass beide nichts von dem wissen, was sie erwartet. Eigentlich könnte man die zwei nehmen, einen links, einen rechts, mit ihnen auf den Hügel hinter dem Haus steigen und auf die Stadt hinabschauen. Dann könnte man eine Schneehöhle graben, mit vorne einem Guckloch, und drin Tee kochen und Weihnachtskekse essen, aber nur die winzigen Musikinstrumente aus Blätterteig mit Staubzucker obendrauf.

Es wird den Stöpsel und den Soldaten wieder auf ihre Felder stellen, versprochen, den Stöpsel genau vor den Stall und den Soldaten vier Schritte dahinter, so als wäre nichts gewesen; der Großvater wird die Jacke ablegen, ihm dabei

den Rücken zukehren, und es wird die beiden hinstellen, ganz leise und geschwind.

Das Kind klettert von der Bank, die rechte Hand um die Spielfiguren geschlossen, geht schräg durchs Zimmer, nimmt die neue grüne Steppjacke mit den Eichhörnchen drauf vom Hocker neben der Kommode und schlüpft hinein.

Draußen ist es kalt. Der Mond leuchtet so hell, dass die Schneefläche zwischen der Haustür und dem Vogelkirschaum aufstrahlt wie die Milchglaskugel im Badezimmer. Der Pfad zum Haus hinüber ist breit ausgetreten wie immer. Nach links führen andere Spuren weg; die sind neu. Das Kind steigt in die Fußstapfen. Sie liegen nicht so weit auseinander, wie wenn der Großvater alleine vor ihm hergeht.

Ein blaues Pferd kommt über die Kuppe hinter der Scheune galoppiert. Der gelbe Stöpsel sitzt drauf und lacht. Er streckt dem Kind seinen glatten Stöpselarm entgegen und hilft ihm hinauf. Sie reiten über die dreieckige Wiese, geradeaus bis zur Spitze, wo der große Wacholderbusch steht, vorbei an dem alten Stapel aus Fichtenscheiten bis zu jenem Punkt, an dem der Weg frei ist, nach links in die Stadt hinab und nach rechts in die Berge. Der Schnee stiebt auf. Der gelbe Stöpsel hinter dem Kind fühlt sich warm an wie ein Heizkörper.

Die Spur führt das Haus des Großvaters entlang bis zur Buchsbaumhecke. Das Kind bohrt einen Finger in die Schneehaube, die obenauf liegt. Eine Raupe könnte kommen, in das Loch kriechen und sich schlafen legen. Das Kind schnuppert. Im Winter stinkt der Buchsbaum nur ganz wenig. Ein Rest von Kakao liegt ihm im Rachen. Das ist gut. Wo die Spur zu einem flachen Bogen nach rechts ansetzt, wird etwas anders. Ein Motorengeräusch brummt

auf. Das Kind schaut nach oben, denn es ist sicher, dass sich gleich ein Hubschrauber über die Scheune erheben wird. Es wird mit beiden Armen winken, das macht man so. Der Hubschrauber kommt nicht, und das Geräusch entfernt sich wieder. Das Kind stapft noch einige Schritte, dann steht es vor einer ausgefahrenen Doppelspur, die von einem Auto stammt oder von einem Traktor. Es nimmt die rechte Furche und geht auf das schwarze Viereck der Scheune zu. Seitlich davon tauchen im Mondlicht das Schneekind und der Schneehund auf, die sie gemeinsam vor zwei Tagen gebaut haben. Alles ist noch da, die Mütze, der Besen, die Kastanie, die als Schnauzenspitze vorne drauf hockt. Das Kind stellt sich dazu, eng neben den Hund, reckt den Arm zur Seite, als hätte es auch einen Besen in der Hand. »Jetzt sind wir zu dritt«, sagt es. Es dreht sich herum und herum und fühlt sich zufrieden, so als würde die ganze Welt es betrachten. Dann weiß es plötzlich, dass es noch ein Stück gehen muss. Vor ihm, auf der sanft geneigten Auffahrtsrampe zum Scheunentor, befindet sich etwas. Es ist kein Schneemann.

Es liegt da wie jemand, der im Schnee den Adler macht, die Arme breit wie Flügel. Es schluckt das Mondlicht. Das Kind stellt einen Fuß neben den anderen. Dann bückt es sich. Die schwarzen Schnürstiefel sehen aus wie jene des Großvaters. Die Hose ist dunkelgrün, wenn man die Augen ganz nahe ranrückt. Die Hose ist unten eine Handbreit aufgekrembelt. Die Jacke aus dem groben hellbraunen Stoff, der hundert Jahre lang hält. Fast alles passt. Keine Handschuhe. Fast alles. Die Arme, die Schultern, der Kragen. Wo der Kopf hingehört, ist er nicht. Selbst ein Stöpsel hat dort einen Kopf. Das Kind beugt sich tief hinunter. Es ist nicht so, dass der Kopf fehlt. Wo er sein sollte, rund und aus dem Boden ragend, ist etwas Flaches. Das Flache liegt in einer

Grube und ist ganz schwarz. Das Kind streckt den Zeigefinger vor und tupft in die Mitte, dorthin, wo es ein wenig silbrig schimmert. Das Kind erschrickt. Das Silbrige fühlt sich feucht und zugleich hart an. Das Kind richtet sich auf und geht zurück.

Erst die Wagenspür, dann die Fußstapfen. Das Schneekind, die Kastaniennase, die Buchsbaumhecke. Das Loch, in dem die Raupe schläft. Das Pferd kommt diesmal nicht. Die Dinge verändern sich.

Die Wand entlang, dann nach links, auf das Haus der Eltern zu.

Im Türlicht verschwindet der Mond. Der Bruder steht da und schaut auf die Hand des Kindes. »Was hast du da«, fragt er. Das Kind öffnet die Faust. Ein gelber Stöpsel und ein blauer Soldat. Es hätte sie zurückstellen müssen, den Stöpsel genau vor den Stall und den Soldaten vier Schritte dahinter. Das Kind rührt sich nicht. »Vier«, sagt es, »vier. Ich hab dich.« Der Zeigefinger ist vorne ganz rot. Der Stöpsel hat seinen Kopf noch, der Soldat auch.

Der Hund ist plötzlich da. Er schnüffelt erst an den Beinen des Kindes herum, dann an seiner Hand. Er duckt sich, legt die Ohren flach und stößt einen singenden Laut aus. Das Kind macht einen Schritt auf ihn zu. Der Hund robbt rückwärts und starrt zur Tür, gerade so, als habe er dort ein Gespenst gesehen.

Er öffnet das Fenster. Kälte fällt in den Raum. Zuerst ist es still, dann hört man in der Ferne das Starten eines Autos. Sonst rührt sich nichts.

An der Wand das Plakat mit der Regel. Er spürt, wie er auseinanderbricht. Die Sätze.

Höre mein Sohn auf die Weisung des Meisters.

Es beginnt in der Mitte. Eine Bruchlinie, die er nicht orten kann. Er schluckt zwei braune Dragees.

Er steht da. Das Brennen auf der Haut. Nur die Fingerspitzen sind frei davon. Von draußen kommt ein wischendes Geräusch. Vermutlich der Fuchs, der über den Hof schleicht. Eine Luft ohne Geruch. Der Mond ist längst weg. Alles eine Täuschung. Langsam spannt er die Oberschenkel. Die Regel. Worte, die er zusammenführt.

Willig durch die Tat.

Er tut alles wie immer. Am Anfang isometrisch eine Muskelpartie nach der anderen. Beine, Arme, Nacken, Rumpf. Kontrahieren, entspannen. Kontrahieren, entspannen. Danach ein paar Dehnungsübungen. Die Hüfte zuerst. Kniebeugen. Strecksprünge, locker, ohne jede Anstrengung. Die Arme pendeln lassen, dann in die Höhe ziehen.

Ab vierzig nimmt die Gefahr von Muskelfasereinrissen eklatant zu. Er hat das knapp nach seinem Geburtstag gelesen, in der Wochenendbeilage einer Zeitung. Die Dinge, die einem Angst machen, erfährt man immer im richtigen Moment. Allmählich wird er an den Flanken warm. Er breitet die Arme zur Seite aus. Von den Schläfen her schiebt sich

diese wilde Klarsichtigkeit vor seine Augen. Der Riss beginnt zu verschwinden. Die Furcht bleibt. Er weiß, dass er dagegen nichts tun kann.

Er schlüpft in die graue Baumwollgarnitur, in die Socken, in die Laufschuhe. Dem Sweater geht an der rechten Schulter die Naht auf. Er wird ihn Irma geben. Sie wird zwar über die Schwierigkeiten mit dem Schleimbeutel an ihrem Ellbogen jammern, andererseits wird sie weiterhin Wert darauf legen, dass sich keiner von ihnen seine Sachen selber flickt. Ihre Augen sind inzwischen noch schlechter geworden und sie näht daher noch grauenhafter als früher, aber es sagt ihr keiner.

Den iPod an den Bund, die Knöpfe in die Ohren. In dieser Situation immer dasselbe. Nummer sechs. *Father of Night*. Dauerschleife.

Den Gang entlang, ohne Licht, siebenundzwanzig Schritte. Die Treppe hinunter, nach links in den Wirtschaftskorridor, durch die schmale Tür in den Hintergarten. Festgetretener Schnee unter den Füßen, der Weg ist freigeschaufelt. Bernhard war am Werk, der Mann, der manchmal wochenlang kein Wort spricht.

Er startet los. Die Nacht ist schwarz wie das Innere eines Samtsackes. Das treibt ihn an. Am Abend war der Himmel noch sternenklar. Er hat an den kleinen Ort an der Salzach gedacht mit seiner seltsamen Verheißung. Für eine Weile war er unbesiegbar. Jetzt ist die Hölle hinter ihm her.

Er hält schräg über die freie Fläche auf die Platane zu, die nahe der Mauer steht, schlüpft durch das Lanzengittertor, das nur angelehnt ist, obwohl es aussieht, als sei es seit Jahrhunderten versperrt. Er ist draußen.

Sie nennen ihn ›Läufer‹, manche auch ›Integral‹, wegen seiner Gestalt, er weiß das, und Ngobu, der Hospitant aus

Nigeria, sagt überhaupt seit einigen Wochen nur noch ›LDR‹ zu ihm, ›Long Distance Runner‹. Das wird sich durchsetzen, er spürt es, alle werden ihn so nennen. Es klingt zwar wie eine besonders gefährliche Art von Cholesterin, aber so etwas setzt sich immer durch.

Er trabt die nordseitige Begrenzungsmauer entlang. Es ist windstill und hat schätzungsweise ein, zwei Grad unter null. Er überquert die Weyrer Straße und biegt in die Abt Reginald ein. Die eingeschossigen Siedlungshäuser. Schmiedeeiserne Zäune, die so alt sind wie er, cremefarbene Außenjalousien, in den Vorgärten Buchsbaum und Säulenthujen. Am Haus des Steuerberaters der Bewegungsmelder, der auf eine viel zu große Distanz eingestellt ist und die Lampe an der Eingangstür aufleuchten lässt, sooft jemand vorübergeht. Das Schild, zirka einen Quadratmeter groß, Goldschrift hinter dickem Acrylglas: ›Magister Norbert Kossnik, gerichtlich beeideter Steuerberater und Wirtschaftstreuhänder‹. Treuhänder: Ein Gauner, der Finanzbeamte besticht und seine Kunden erpresst, das ist die Wahrheit. Der dann dasteht im Lodengilet, die schwer versilberte Uhrkette quer über den Wanst, Dreitagebart, genagelte Schuhe und die Lesebrille an der Kordel. Knall ihm eine, denkt er, hau ihm die Faust gegen die Schneidezähne.

Der Kindergarten, die Volksschule. Fensterbilder, im Garten eine Schneeburg, die Inordnungswelt. Friedegund Mayerhofer, die als Kindergartenleiterin demnächst in Pension gehen wird und in Lea Wirth eine designierte Nachfolgerin hat, die ihr ganzes bisheriges Leben lang von der Angst geplagt wurde, ein Kind könne ihr irgendwo runterfallen. Schneidet die Bäume um und tragt alle mehrstöckigen Gebäude ab! Kinder in die Ebene! So reden manche Väter.

Am Ende der Straße rechts ab in jene unbenannte Sack-

gasse, die hinter dem Abstellplatz für den gemeindeeigenen Fuhrpark direkt am Fluss endet. Unter dem Flugdach zwei riesige Schneefräsen, die bei Licht dunkelrot sind, mehrere kleinere Schneepflüge für die Nebenstraßen. Dahinter der Streukieshaufen, hoch wie ein Haus. Der Winter war bis jetzt eine Lachnummer, sagen alle. Aber er kann ja noch kommen.

Der schmale Verbindungsweg, der die Uferpromenade genau an der Stelle erreicht, an der sie in den Auwald eintaucht. Die Passage, die er immer laut mitsingt: *Father of night, Father of day, Father, who taketh the darkness away*. Hochstämmige Erlen und Weiden. Gegen den Boden hin sieht er beinahe nichts. An einem frühen Morgen im Oktober ist er hier einem Dachs begegnet. Ein enormes torpedoartiges Tier, das sich unter lautem Schmatzen und Pfauen ins Gebüsch verzog.

Er merkt jetzt eindeutig die Wirkung des Laufens, spürt, wie in ihm, ausgehend von den Beinen und den Ohren, dieses Gerüst wächst, das ihn stützt. In Windeseile hat es Ausläufer gebildet, winzige blanke Drahtgeflechte, die sich um seine Nervenbahnen legen. In kurzer Zeit wird er für eine Weile keine Erinnerung daran haben, dass es das andere gibt, den schwarzen Schlund, in dem der Satan sitzt, der alles zu Trümmern zerschlägt. *Father of day, Father of night, Father of black, Father of white*.

Er kennt hier jeden Quadratmeter und schließt kurz die Augen. An der Sicherheit seiner Schritte ändert sich nichts. Die wiederkehrende Vorstellung, in einem gigantischen Schneeflug durch die Straßen zu fahren. Zuerst wirft er die geparkten Autos zur Seite, als wären sie Spielzeug, dann reißt er links und rechts eine Schneise in die Außenfassaden der Häuser.

In weiten Schritten läuft er dahin, stößt sich mit den Bal-

len kräftig ab. So beginnt Fliegen, er kennt das aus manchen Träumen. Locker geradeaus laufen, sich dazwischen immer wieder abstoßen. Irgendwann einmal verlierst du den Kontakt zum Boden und schwebst zehn, zwanzig Meter weit, dann setzt du wieder auf, in zwei, drei leichten Landesritten. Es gibt Menschen, die haben überhaupt keine Bodenberührung. Clemens ist zum Beispiel einer dieser Permannentschweber. Wie auf einem Luftkissen gleitet er über Treppen, Schotter, Grashalme, ständig einen Fingerbreit über Grund, im Gesicht dabei diese nach innen gekehrte Arroganz, diese Überheblichkeit von Amts wegen. Irgendwann einmal wird er ihm eine knallen, einfach so, nicht brutal, sondern eine mittelfeste, flach gehaltene Ohrfeige, eher eine kleine politische Kundgebung als ein Gewaltakt. Überhaupt ist das kontrolliert Brachiale eine chronisch vernachlässigte Angelegenheit in der Darstellung weltanschaulicher Positionen. Dabei geht es nicht primär um Zerstörung, sondern um dort und da eine Handlung mit muskulärem Nachdruck. Amtsautoritäten gehörten zum Beispiel regelmäßig ein wenig geprügelt, Schuldirektoren, Polizisten, Politiker sowieso, dagegen ließe sich doch nun wirklich nichts sagen. Und Clemens. Mit seinem zurechtgemachten Kinnbart, seinen Zwirnsocken und seinem Siegelring.

Nach einer Minute zwischen den Bäumen merkt man, wie viele Abstufungen die Farbe Schwarz hat. Sogar die Ränder des Weges sind auszumachen, die kahlen Zweige vor dem Himmel sowieso. In den Linden und Kastanien des Parks sitzen um diese Zeit die Krähen und schlafen.

Father of cold and Father of heat. Ständig, denkt er, ununterbrochen. Heiß und kalt. Das ganze Leben lang. Er wird sie zu sich holen, beide, irgendwann einmal, und keiner wird es wagen, etwas dagegen zu sagen. Es wird ein sonniger Tag

sein, sie werden mit der Bahn kommen, und wenn er sie abholt, werden sie ihm entgegenfliegen, direkt in die ausbreiteten Arme.

Laternenhelligkeit. Links die Holzbrücke, über die man zu den Spazierwegen nördlich des Flusses gelangt. Sie ist nachts durchgehend beleuchtet, seit vor einigen Jahren der alte Schöffberger ihren Beginn verfehlt hat und über die Böschung in den Fluss gestürzt ist. Geradeaus das Rafting-Camp, vielleicht zweihundert Meter weit weg. Das flache Satteldach des Schuppens hebt sich ein wenig vom Hintergrund ab. Der Anbau mit Büro und Umkleideräumen ist nicht auszumachen.

Er schwenkt nach rechts. Die Imhofstraße, benannt nach einem früheren Bürgermeister. Die Fahrbahn ist geräumt. An der Nordwestecke des Friedhofes beginnt ein Gehsteig, der dicht mit Kies bestreut ist. Friedhöfe werden zu jeder Jahreszeit besucht. *Father of minutes, Father of days*. Winterbegegnisse. Den rot-weißen Minibagger hat Weinstabel, der Totengräber, zu Hause in seiner Garage stehen. Er liebt es, sich durch die Schicht gefrorener Erde zu graben, und führt Aufzeichnungen über ihre Dicke. Linierte Hefte mit orangefarbenem Umschlag. Manche Leute behaupten, er verfertige jeweils links seine Listen und beschreibe auf den Seiten gegenüber den Verwesungszustand von Leichen; darüber hinaus besitze er eine riesige Sammlung knöcherner Schädel, aber derartige Geschichten existieren vermutlich über jeden Totengräber.

Das Plakat neben der Tür. Die Regel. *Die Stunde ist da, vom Schlaf aufzustehen*. Der Nachtläufer. Das wäre ein Name. Der zentrale Satz, der eindringt und einen am Leben erhält. Ab einem bestimmten Zeitpunkt geht er dann am Bewusstsein vorbei.

Er überquert die Hauptstraße, nimmt die Bahnunterführung, läuft die riesigen Hallen des Sägewerks entlang, dann durch eine Reihenhaussiedlung. Hinter zwei Fenstern ist das blaue Flimmern von Fernsehapparaten zu sehen. In der Grafenaustraße kommt ihm nach einigen hundert Metern ein Auto mit aufgeblendeten Scheinwerfern entgegen. Er hebt die Hand vor die Augen und reckt den Mittelfinger hoch, als der Fahrer nicht reagiert. Der Motor klingt wie von einem Panzer. Im Hinterherblicken meint er zu erkennen, dass es sich um ein Abschleppfahrzeug gehandelt hat. Eine alte Type, eine ganz alte Type. Auch in der Nacht passieren Pannen, denkt er.

Die Fleischerei, der Secondhandshop, der Esoterik-Laden mit den gelb-grünen Spiralen an der Fassade. Der Kastenwagen von Marlene Hanke, der Secondhandshop-Besitzerin. Zwei Motorräder, die er nicht zuordnen kann. Kurz vor dem Bahnübergang die Vorstellung, die Signalleuchte beginne plötzlich zu blinken, der Schranken gehe runter, und dann brause ein rätselhafter Zug daher, riesig und eisverkrustet, wie aus einem dieser Filme über Sibirien oder Alaska.

Wenn links vor ihm schemenhaft die Kronen der Rathausplatzlinden auftauchen, fühlt er sich besser, es ist immer das Gleiche.

Father of white, Father of black.

Wenige Dinge weiß ich sicher, denkt er: Ich heiße Joseph Bauer. Ich lebe in einer verworrenen Welt. Ich habe ein Gelübde abgelegt. Ich sage auswendig Sätze auf. Ich laufe.

Zwei

Die Tage, an denen sich schon am Morgen der Nebel über die Stadt schob, verliefen in der Regel eigenartig. Die Leute waren angespannt, die Autofahrer vergaßen die Scheinwerfer einzuschalten, und man hatte absurde Déjà-vu-Erlebnisse. Die Luft fühlte sich kälter an, als sie war. Die Stämme der Bäume glänzten schwarz. Der See lag da und gab keinerlei Geräusch von sich. Das irritierte, ohne dass es einem bewusst wurde.

Horn war zu Fuß unterwegs. Üblicherweise nahm er das Rad, doch Martin Schwarz, sein Nachbar, war am Vortag mit dem Schneepflug gefahren und hatte die Fahrbahn spiegelglatt abgezogen. Er hatte es gut gemeint und vermutlich keine Sekunde an die Haftfähigkeit von Fahrradreifen gedacht.

In den abschüssigeren Passagen rutschte Horn trotz der Profilsohle seiner Winterstiefel immer wieder weg. Er wich ins Gelände aus, sooft er konnte. Der Schnee schob sich ihm unter die Hose. Er trug lange Socken und hatte die Stiefel fest geschnürt, daher machte es ihm nichts. An der Stelle, an der die Straße nach Westen schwenkte und über einem Kiefernwäldchen die Türme der Stiftskirche auftauchten, dachte er seit zehn Jahren immer das Gleiche: Warum bin ich hierher gezogen? Natürlich hatte er inzwischen hundert verschiedene Antworten gefunden: Irene, die es so gewollt hatte, weil sie zweimal bei den Symphonikern abgeblitzt war, oder die Kinder, für die man sich bessere Entwicklungsmöglichkeiten ausmalte, oder die Luft, die Berge, die